

KEIN GANZ NORMALER KRIMI

„Bei mir dürfte dieser Mann nicht mal Fahrraddiebstähle bearbeiten“, soll der Leiter der Duisburger Mordkommission 1981 nach Ausstrahlung des ersten „Tatort“-Krimis geschimpft haben, in dem Horst Schimanski als leitender Ermittler auftrat. Zahlreiche Duisburger beschwerten sich damals über verbale Entgleisungen, Rüpeleien und Maulheldentum der Filmfigur, ebenso über eine negative Darstellung der Revierbewohner. Zehn Jahre und 29 Folgen später hatte sich das Blatt jedoch komplett gewendet: Zum Abschied bedankte sich gar der Duisburger Oberbürgermeister bei den Filmemachern. Kein Wunder, denn „Schimmi“ sorgte für internationale Bekanntheit der Ruhrmetropole. Der Hinweis, dass man „ausse Schimanski-Stadt kommen tut“, sorgte in weiten Teilen Europas für Anerkennung und Interesse.

Eine studentische Initiative wollte sogar die Duisburger Universität nach dem berühmtesten Sohn der Stadt benennen, da er die Schönheiten, Lebensgewohnheiten, Traditionen sowie die Kultur des Ruhrgebiets ebenso wie die Duisburger sozialen Brennpunkte auf sympathische Weise bekannt gemacht habe. Mit Gerhard Mercator wurde dann aber doch der zweitbedeutendste Duisburger auserwählt. Obwohl Schimanski bis heute die Beliebtheitsskala der „Tatort“-Kommissare anführt – direkt gefolgt von seinem Filmkollegen Christian Thanner –, blieb die Figur stets umstritten. Ihre Hau-drauf-Mentalität, ihr Machogehabe, ihre unflätige Ausdrucksweise erregten in weiten Kreisen Anstoß. Dennoch sorgte der vom Berliner Götz George verkörperte, ohne seine US-Army-Feldjacke undenkbarer Prototyp des einsamen Ermittlers für ein neues Aufkeimen von Selbstbewusstsein im Ruhrgebiet. Er kann somit als ein Vorbote der Revierrenaissance gelten.



Schimanski (Götz George) und Ernst, der Chef einer Jugendbande (Dietmar Bär), Tatort „Zweierlei Blut“ aus dem Jahr 1984. Dietmar Bär löst inzwischen selbst als Kommissar Freddy Schenk mit seinem Schauspielerkollegen Klaus J. Behrendt als Kommissar Max Ballauf in Köln heikle Tatort-Fälle.



Schimanski (Götz George) und Thanner (Eberhard Feik) in einer Szene aus dem Tatort „Rechnung ohne Wirt“ von 1984.

Wer bei Stollen an Fußballschuhe, bei Kaue an eine Aufforderung zum Essen, bei Flöz an ein Sofa und bei Teufe an einen christlichen Ritus denkt, ist vermutlich nicht im Ruhrgebiet aufgewachsen. Und auch die jüngeren Menschen zwischen Ruhr und Lippe werden den Begriff Wetterführung allenfalls mit dem Versuch verbinden, Regenwolken zu beeinflussen. Markscheider, Gezähe, Rösche, Göpel: Ein Gespräch unter Bergleuten erscheint Nichteingeweihten zumeist wie ein Buch mit sieben Siegeln, nicht weniger rätselhaft als eine Fachsimpelei unter Computerexperten. Mit dem Niedergang des deutschen Bergbaus ist jedoch auch dieser eigenständige Bereich kulturellen Wissens im Verschwinden begriffen. Die folgenden Zeilen sollen allen Bergbauinteressierten als Einführung in die wichtigsten Begrifflichkeiten einer der ältesten Branchen der Menschheit dienen – einer Branche, der Deutschland seinen Wohlstand zu einem großen Teil verdankt.



Die Zeche Karl Funke im verschneiten Essen-Heisingen im Jahr 1960.

Unter **Bergbau** fasst man im Allgemeinen alle Aktivitäten zur Gewinnung von Rohstoffen aus der oberen Erdkruste zusammen: neben Kohle, Öl und Gas also auch Erze, Mineralien, Salze, Edelsteine und -metalle sowie Massenrohstoffe (Ton, Kies, Schiefer usw.). In heutigen Zeiten werden die Vorkommen mittels einer hoch technisierten **Exploration**, einer geologischen Erforschung, aufgespürt und geschätzt. Als jedoch noch keine spezialisierten Wissenschaften die Suche unterfütterten, war man auf Ausbisse angewiesen. Dafür wurde keineswegs jemand verpflichtet, in den Boden zu beißen – beim **Ausbiss** (auch: Aufschluss) handelt es sich um eine Stelle, an der ein Gesteinsvorkommen an der Erdoberfläche sichtbar wird. Schon unsere steinzeitlichen Urahnen nutzten solche Zufallsfunde vor fast 30.000 Jahren zum gezielten Abbau von Werkzeugsteinen. Dabei schufen sie **Pingen**, also Gruben, in denen geschürft wurde. Heute versteht man unter dem Begriff alle Vertiefungen, Erdtrichter und Mulden, die der Bergbau verursacht, sei es im **Tagebau** mit seinen gigantischen Braunkohlebaggern oder im **Untertagebau** beim **Tagesbruch**. Zu einem solchen kommt es, wenn ein Hohlraum in einer **Grube** (Bergwerk) einbricht und der **Bergschaden** sich bis zur Erdoberfläche fortsetzt, wo er als Krater erkennbar wird. Mitunter können dabei ganze Häuser abrutschen, sodass der Altbergbau noch heute die Ingenieure in Atem hält. Noch gefährlicher ist ein Tagesbruch aber natürlich im aktiven Bergbau, wo er oft mit menschlichen Katastrophen einhergeht.

Die ersten Versuche, einem **Flöz** auch **untertägig** nachzugehen, sind bereits für das dritte vorchristliche Jahrtausend in Vorderasien und Mitteleuropa nachgewiesen. Als Flöz wird ein Mineralvorkommen bezeichnet, das sich scheibenartig zwischen anderen Gesteinsschichten hindurchzieht. Im Ruhrgebiet beispielsweise liegen rund 100 Kohleflözschichten wie ein riesiges, drei Kilometer dickes Sandwich übereinander, jeweils getrennt von anderen Gesteinsarten. Die **Mächtigkeit** (Dicke) dieser Ruhr-Flöze liegt bei bis zu drei Metern. Im einfachen Untertagebau werden **Stollen** in den Berg getrieben, waagerechte, meist leicht ansteigende Gänge, deren Ausgang an der Flanke des Berges als **Stollenmundloch** bezeichnet wird. Dass sie mit leichter Aufwärtsneigung (vom Mundloch aus gesehen) angelegt werden, hat seinen Grund in einer der größten technischen Herausforderungen des Bergbaus: eindringendes Grundwasser. In einem geneigten Stollen kann das Grubenwasser einfach in einer **Rösche** (Rinne) abfließen, sodass der Stollenbau die einzige untertägige Bergbauform darstellt, bei der keine technischen Vorrichtungen zur **Wasserhaltung** vonnöten sind. Erst ab dem 15. Jahrhundert, als mehr und mehr Wasserräder zum Abpumpen und zur Förderung eingesetzt wurden, konnte man die Gruben auch bis unterhalb erreichbarer Talsohlen **abteufen**, d. h. mit Sprengung, Bohrung oder Grabung nach unten erweitern (abgeleitet von **Teufe** = Tiefe). Doch

nach Möglichkeit wird ein **Erbstollen** genutzt, der das Wasser aller darüberliegenden Gruben „erbt“ und aus dem Berg herausführt, wofür der Eigner von den anderen Bergwerksbetreibern einen Anteil an deren Förderung erhält. Mit einer Rösche ist es dann nicht mehr getan, da ein Erbstollen meist überwiegend vom Wasser ausgefüllt wird.

Für Bergbau im großen Stil boten jedoch weder der Stollenbau noch die von Wasser- oder auch Windrädern angetriebenen, eher primitiven Pumpen der frühen Neuzeit genügend Möglichkeiten – erst die Entwicklung der Dampfmaschine brachte hier den nötigen Quantensprung für den **Tiefbau**. Im Ruhrgebiet wurde eine solche „Feuermaschine“ erstmals 1798 in der **Saline** (Salzbergwerk) Königsborn bei Unna zur Wasserhaltung eingesetzt, maßgeblich initiiert vom preußischen Bergrat Freiherr vom und zum Stein. Die **Schächte** konnten nun bis zu einer Teufe von einigen Tausend Metern in den Berg getrieben werden. Ein Schacht verläuft meist **saiger** (vertikal), bisweilen folgt er aber auch dem schrägen Verlauf eines Flözes. Da die Fördertonnen in solchen leicht geneigten Schächten auf Schienen geführt werden müssen, also an einer Schachtwand anliegen, heißen die nicht saigeren Schächte **tonnläufig**. Wenn sie zum **Einfahren** der Kumpel in den **Pütt** (Bergwerk, abgeleitet vom lateinischen Wort puteus – Brunnen, Grube; daher auch der Name „Pott“ für das Ruhrgebiet) verwendet werden, bietet die Schräge den Vorteil, dass die Bergmänner vergleichsweise komfortabel auf ihren **Arschledern** zum Arbeitsplatz rutschen können. Dieser unfeine, aber authentische Ausdruck bezeichnet ein dreieckiges Lederstück, das zum Schutz

vor Verletzungen, Durchnässung und Kleidungsabrieb um das Gesäß gebunden wird. Der Trend ging jedoch ab dem späten Mittelalter zum saigeren Schacht, zumal die mechanischen Vorrichtungen zum Herausziehen des Förderguts und zur **Fahrung** (Transport) der Bergleute zunehmend ausgefeilter wurden. Bis die Dampfmaschine die Arbeit übernahm, stellten zumeist Pferde, manchmal auch Ochsen ihre Kraft in den Dienst des Bergbaus, indem sie ständig kreisend einen **Göpel** antrieben. Dieser übertrug nach dem Prinzip des Wellrads die Drehbewegung auf die Winden über dem **Tagschacht** (Gegenstück zu **Blindschacht**, der nicht bis zur Erdoberfläche reicht). Damit die Tiere und ihre Antrieber, aber auch der Schacht selbst nicht schutzlos Wind und Wetter ausgesetzt waren, wurde über dem Schachtingang eine **Kaue** errichtet; anfänglich meist ein einfaches hohes Spitzdach, später jedoch auch massive Bauten. Damit wurde auch für die Bergmänner eine Möglichkeit geschaffen, sich nach der Arbeit zu waschen und umzuziehen, nachdem sie zuvor immer direkt aus dem Pütt nach Hause zurückgekehrt waren – sicherlich nicht zur Freude der Haushalt führenden Ehefrauen. Noch heute nennt man die Wasch- und Umkleieräume **Waschkauen**, auch andere oberirdische Betriebs- und Aufenthaltsräume werden als Kauen bezeichnet. Um die mancherorts riesigen Massen von Kumpeln möglichst reibungslos vom Alltag in den Pütt und wieder zurückschleusen zu können, gilt folgende Regel: Wer zur Schicht kommt, zieht sich in der **Weißkaue** aus, geht nackt in die Schwarzkau, legt dort die Arbeitskleidung an und fährt ein. Nach Feierabend entledigt er sich der verdreckten Kluft in der **Schwarzkau** und geht duschen, um



Ein Kumpel bedient eine sogenannte Schrämwälze, die die Kohle aus dem Flöz löst (undatierte Aufnahme der RuhrkohleAG).



Der originalgetreue Nachbau eines Stollenmundloches.

anschließend in der Weißkaue wieder die gepflegte Ursprungerscheinung anzunehmen. Über den Schächten wurden die Kauen jedoch im 19. Jahrhundert mehr und mehr von jenen Gebäuden verdrängt, die noch heute auf keiner Ruhrgebietspostkarte fehlen dürfen: **Fördertürme** und **Fördergerüste**. Die Dampfmaschine sorgte schnell für Dimensionen, die nach belastbaren Bauwerken verlangten. Den Unmengen von Wasser und Kohle, die nun aus der Tiefe geborgen werden sollten, hielten die bescheidenen, überwiegend aus Holz gefertigten Konstruktionen nicht länger stand. Gewaltige Maschinen treiben seitdem ebenso gewaltige stählerne Räder und Seilscheiben an, die Schächte wurden breiter und in einzelne Trümmer (Einzahl: **Trumm**) unterteilt, Abschnitte, die für bestimmte Zwecke reserviert sind (Förderung, Transport von Bergleuten und Material, Wasserhaltung). Manche Schächte dienen jedoch lediglich dem Personaltransport (**Fahrschacht**) oder der **Bewetterung (Wetterschacht)**.

Was manchen Laien überraschen mag: Auch unter Tage gibt es Wetter. Die bestehen zwar bloß aus Luft, stellen aber hohe technische Anforderungen. Bei der **Wetterführung** gilt es, für **frische Wetter**, also unverbrauchte Luft, zu sorgen und **matte Wetter** (auch: Abwetter), verbrauchte Luft mit wenig Sauerstoff oder gar schädliche Gase, zu vermeiden. Wirklich brandgefährlich sind aber **schlagende Wetter**, denn die weisen auf einen explosiven Methan-gehalt von über fünf Prozent hin und gehören damit zur Klasse der **bösen Wetter**. Zudem obliegt es der Bewetterung in heißen Zechen, für kühle Luft zu sorgen. Um auch in der tiefsten **Sohle** (gewissermaßen eine Etage) einer Grube stets Frischwetter garantieren zu können, muss ein enormer technischer Aufwand betrieben werden. Gasvergiftung, Wassereinsturz, Stolleneinsturz, Schlagwetter- oder Kohlenstaubexplosion – das Leben eines **Hauers** war und ist ein gefährliches. Ein Hauer ist derjenige Bergmann, der das Gestein bzw. die Bodenschätze löst. Sein Vorgesetzter wird **Steiger** genannt; es gibt Vermessungssteiger, Fördersteiger, Elektro-, Maschinen-, Wetter- und Abbausteiger, die sich hierarchisch aufgliedern in Gruben-, Revier-, Fahr- und Obersteiger. Der Bergbau hat eine ganze Reihe von Berufen hervorgebracht, von denen Außenstehende nie gehört haben: Der **Markscheider** beispielsweise legt die Grenzen im Berg amtlich fest und erstellt ein **Rissswerk**, quasi eine genaue 3D-Karte; vor allem wenn es um Erz ging, durfte früher ein **Wardein** nicht fehlen, der chemisch und insbesondere metallurgisch versiert war; der **Grubenschreiber** führte als eine Art Vorarbeiter genau Buch über das Geschehen in der Zeche; für das Vorantreiben eines Stollens ist der **Mineur** zuständig. Zu hören hatten sie alle auf den **Bergmeister** und den **Bergvogt** bzw. **Bergtrat** – in letzterem Beruf betätigte sich in Ilmenau dereinst auch Johann Wolfgang von Goethe. Wenn der Bergmann ausgelernt hat, nennt man ihn **Knappe** (entspricht in etwa einem Handwerksgesellen) – eine

schöne Reminiszenz an die mittelalterlichen Wurzeln der Bergbaukultur. Daraus leitet sich auch der Name der Bundesknappschaft ab, die bis 2005 die Sozialversicherungen der Kumpel organisierte. Ein Ärgernis für jeden Knappen ist es, wenn das **Gezähe** nicht komplett vorliegt. Dabei handelt es sich um Arbeitsgeräte und -hilfsmittel, die unter Tage benötigt werden, u. a. das **Geleucht** (Grubenlampe), verschiedene (Pressluft-)Hämmer, eine Säge, Schlägel und Eisen (sie bilden gekreuzt das Symbol für den Bergbau) sowie die Gezähekiste mit Kleinwerkzeugen. Horizontal befördert werden die Geräte wie auch die abgebauten Stoffe seit Einsetzen der Industrialisierung mit **Hunten**, kleinen, zumeist auf Schienen geführten Kastenwagen, deren obertägige Schwestern **Loren** heißen. Steht keine maschinelle Energie zu deren Antrieb bereit, müssen die **Schlepper** ran, die früher vornehmlich aus der Schar der Lehrlinge rekrutiert wurden (**Treckejungen**). Neben jungen Arbeitskräften gibt es auch in fast jeder Zeche einen **Alten Mann**, oder auch gleich mehrere. Bei ihnen handelt es sich jedoch nicht um Vergessene des Rentensystems, sie sind noch nicht einmal aus Fleisch und Blut, sondern aus Gestein, Geröll und Gas: Mit Alter (oder auch Toter) Mann bezeichnen Bergleute einen aufgegebenen Stollen oder sonstigen Hohlraum, der nicht mehr bewettert wird.

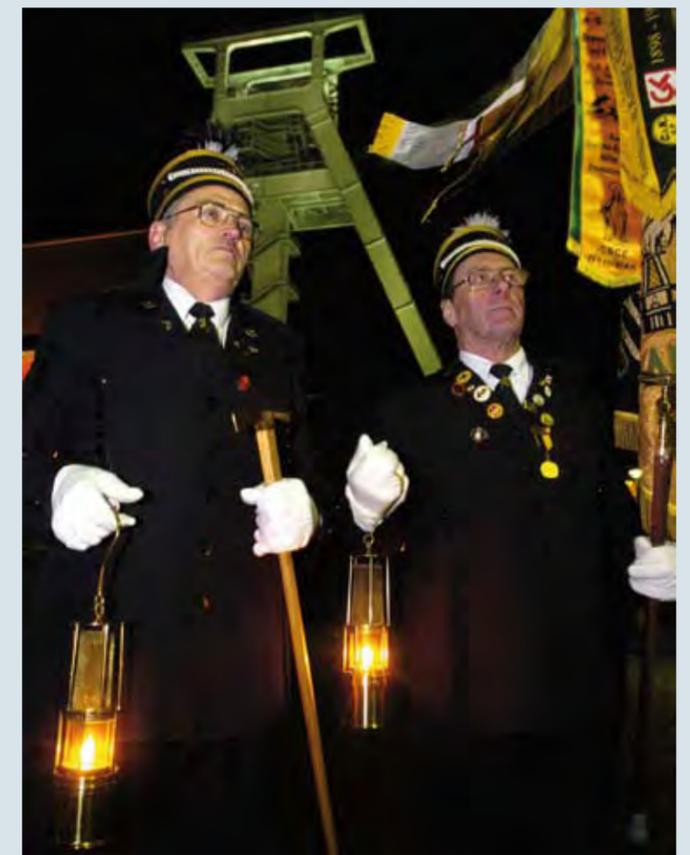
Bereits an diesem kleinen Ausschnitt aus der Kumpelsprache wird deutlich, dass der traditionsreiche Bergbau neben seiner ökonomisch segensreichen Wirkung auch eine fein verästelte, in vielen Jahrhunderten gewachsene Kultur geschaffen hat. In Zukunft wird sie in Deutschland überwiegend in musealem Rahmen fortexistieren – bei aktuell kaum mehr als 20.000 aktiven Bergleuten und höchst ungewisser Zukunft bleibt nur zu hoffen, dass das Interesse an diesem Teil der Wirtschafts- und Kulturgeschichte so lebendig bleibt, wie es sich heute insbesondere im Ruhrgebiet präsentiert. In diesem Sinne: Glück auf!

Links oben: Auf drei Beinen steht dieser Förderturm der Schachanlage „Viktoria 3/4“ zwischen Lünen und Dortmund (Aufnahme 1961). Der Entwurf des eigenwilligen Schachtgerüsts stammte von Professor Schupp. Der in siebenjähriger Bauzeit für 18 Millionen Mark niedergebrachte Schacht nahm im August 1961 die Seilfahrt auf, so nennen die Bergleute die regelmäßige Personenbeförderung.

Rechts oben: Zwei Bergleute einer Krupp-Zeche, die gerade ihre Schicht unter Tage beendet haben, ziehen in der Schwarzkaue ihre Arbeitskleidung an Ketten zur Decke hoch, ehe sie sich auf den Weg zu den Duschen machen (hist. Aufnahme).

Links unten: Ein Bergmann vom Bergwerk Walsum Zeche Voerde hängt in der Schwarzkaue seine Arbeitskleidung ab. Das Bergwerk Walsum stellte 2008 nach 69 Jahren die Kohleförderung ein.

Rechts unten: Bergleute aus Datteln im „Bergmannskittel“ (Ausgehuniform) mit ihrem „Geleucht“ (Grubenlampe) vor dem Fördergerüst des Bergbaumuseums in Bochum anlässlich eines Gottesdienstes, der zu Ehren der Heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute, gefeiert wurde (Aufnahme 2003).



JÜRGEN VON MANGER: „ALSO ÄHRLICH ...“



Jürgen von Manger bei den Dreharbeiten zur ZDF-Serie „Tegtmeiers Reisen“ im Jahr 1974.

Kaum jemand vermochte dem „kleinen Mann von der Straße“ wie auch dem nur scheinbar ehrwürdigen „Bonzen“ derart entlarvend aufs Maul zu schauen wie der Spross einer alten Juristenfamilie. Ausgebildet in Schauspiel und Gesang, daneben aber auch studierter Rechts- und Staatswissenschaftler, wirkte Jürgen von Manger (1923-94) zunächst als Darsteller an Theatern in Hagen, Bochum und Gelsenkirchen. Berühmtheit erlangte er jedoch als Einmannkabarett, v. a. in der Rolle des Kleinbürgers Adolf Tegtmeier, als der er sämtliche Tiefen und Untiefen des menschlichen Strebens gnadenlos auslotete. Seine im breiten Ruhrdeutsch vorgetragenen tragikomischen Charakterstudien trugen ihm Vergleiche mit Karl Valentin ein, denn bei aller Lächerlichkeit strahlten seine Figuren immer auch eine universale Menschlichkeit aus. Und so schwankte der Zuhörer stets zwischen herzhaftem Gelächter und stillem Nachdenken, zwischen Gefühlen des Hohns und des Ertapptseins. Wie sehr von Manger seine Kunst beherrschte, zeigte sich nicht zuletzt in seinen wortlosen, von unnachahmlicher Gesichtsmimik getragenen Charakterisierungen, in seinen vielsagenden „Ähs“ und „Nöhs“, in dramaturgisch passgenauen Pausen. Erfolge feierte er auch als Sänger (z. B. mit „Bottroper Bier“ auf die Melodie von Udo Jürgens’ „Griechischer Wein“) und als Hörspielsprecher („Gollum“ in J. R. R. Tolkiens „Der kleine Hobbit“). Ein Schlaganfall beendete seine Karriere 1985. In guter Erinnerung bleibt er jedoch mit einzigartigen Komplimenten wie diesem: „Wenn ich Sie mir so anguck, könnt ich mir vorstellen, dat die Fantasie von so mancher Herr ganz schön am Kochen fängt!“

Bis ins 18. Jahrhundert hinein unterschied sich das Ruhrgebiet nicht wesentlich vom angrenzenden Münsterland: Die Menschen sicherten ihren Lebensunterhalt überwiegend durch Landwirtschaft, größere Städte existierten kaum. Zwar wurde bereits im 13. Jahrhundert nachweislich Kohle gefördert – so verzeichnen Dortmunder Dokumente 1296 die Aufnahme eines Bürgers, dessen Vater „colculre“, also Kohlengräber als Beruf angegeben hatte –, jedoch kann man dabei noch nicht von Bergbau sprechen.

Zumeist gruben Bauern mit Spaten und Schaufeln in flachen Gruben, sogenannten „Pingen“, so lange nach Kohle, bis die Pinge mit Wasser vollgelaufen war und eine neue ausgehoben werden musste. Vornehmlich wurde das Winterhalbjahr zur Kohlegewinnung genutzt, sehr früh z. B. im Muttental bei Witten, während sich die Familien im Sommer mehr der Landwirtschaft widmeten.

Mitte des 15. Jahrhunderts entstanden die ersten senkrechten Schächte („Pütts“), die eine Tiefe von mehreren Metern erreichten, bevor ab dem 16. Jahrhundert auch waagerechte Stollen in die Berghänge getrieben wurden. Die Besiedlung vollzog sich zunächst entlang der frühen Hauptschlagader der Region, dem vom Rhein gen Osten verlaufenden Hellweg. Neben Duisburg und Essen wurden auch Wattenscheid, Bochum und Dortmund schon im Mittelalter an dieser Handelsstraße gegründet.

Im Norden bildete sich an der Lippe eine weitere Zivilisationskette, die Wesel, Dorsten, Haltern, Lünen, Werne und Hamm umfasste. All diese Städte, darunter viele Hansemitglieder, beherbergten jedoch höchstens eine vierstellige Einwohnerzahl, waren aus heutiger Sicht also eher Dörfer. Zwischen Hellweg und Lippe-Tal fand sich bis ins 19. Jahrhundert hinein, von Kamen und Recklinghausen abgesehen, überwiegend Wildnis – in der sumpfigen Emscher-Niederung grasten Wildpferde. Die städtische Entwicklung war nicht zuletzt durch den Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) erheblich zurückgeworfen worden, sodass die Herausbildung eines Ballungsraumes erst im 18. Jahrhundert erkennbar wird.

Die zunehmende Professionalisierung der Förderung von Kohle wie auch zunehmend von Eisenerz beschleunigte die Verstärkung der Region maßgeblich, ebenso die Verlagerung der Transporte aufs Wasser, vor allem natürlich auf die inmitten reichhaltiger Flöze fließende Ruhr. Mit 16 Schleusen, 1774-1780 errichtet, wurde sie für den Kohletransport optimiert und damit zum neuen Hauptverkehrsweg, über den nun auch überregionale Absatzmärkte beliefert werden konnten. Um 1800 war Mülheim an der Ruhr mit etwa 11.000 Einwohnern zur größten Metropole der Region angewachsen.



Das Ruhrtal bei Blankenstein, Gemälde von William Heaton Rudolph, um 1840. Blankenstein, dessen Gründung in das 13. Jahrhundert zurückgeht, ist heute ein Teil der Stadt Hattingen.



In Richtung Münsterland hat sich das ländliche Idyll erhalten, doch auch hier profitierte man vom Aufstieg des Bergbaus im Herzen des Ruhrgebiets. Außenaufnahme des im 17. Jahrhundert erbauten Wasserschlosses Lembeck in der Nähe von Dorsten.



Rund 250 Jahre nach dem Produktionsstart der ersten Eisenhütte des Reviers eröffnete im Mai 2008 ein neues Museum in Oberhausen seine Pforten. Die ebenso wechselvolle wie spannende Geschichte der St. Antony-Hütte steht im Mittelpunkt der neuen Ausstellung des Rheinischen Industriemuseums, die im ehemaligen Wohnhaus des Hüttenleiters untergebracht ist. Kurator Martin Schmidt rückt historische Ausstellungsstücke zurecht: eine Pistole, Fußfesseln und eine Bibel.



Die Museumsleiterin des Bergarbeiter-Wohnmuseums in Lünen zeigt eine historische Bergmannsuniform. In diesem Museum lebt die Welt der 20er- und 30er-Jahre weiter. Seit 1994 wird in der „Neuen Kolonie“, einer ehemaligen Bergarbeitersiedlung, ein Stück Industrie- und Ruhrgebietsgeschichte bewahrt.



Archäologen vermessen in der St. Antony-Hütte das Fundament eines Kupolofens. Die 1758 eröffnete Hütte gilt als „Wiege der Ruhrindustrie“ und Keimzelle des heutigen Industriekonzerns MAN.



Das ehemalige Hauptlager der Gutehoffnungshütte steht auf dem Gelände des Centro Oberhausen, einem der größten Freizeit- und Einkaufszentren Europas.

Einen wichtigen Schub zur wirtschaftlichen Entwicklung gaben auch die ersten Eisenhütten, die um Oberhausen gegründet wurden, so die St. Antony-Hütte in Osterfeld (1758) – die auch als „Wiege der Ruhrindustrie“ bezeichnet wird –, die Gutehoffnungshütte in Sterkrade (1782) sowie die Hütte Neu-Essen in Lirich (1791). Diese drei Hütten, die 1810 fusioniert wurden und ab 1873 unter Gutehoffnungshütte Actienverein firmierten, bildeten lange Zeit das größte Unternehmen im Revier. Hinzu kamen technische Innovationen, die den Bergbau im großen Stil erst ermöglichten, zunächst die von James Watt 1765 wesentlich weiterentwickelte Dampfmaschine. Mithilfe dieser „Feuermaschine“ konnten zuvor unvorstellbar große Wassermassen aus den Stollen abgepumpt werden. In der Saline Königsborn bei Unna wurde die neue technische Errungenschaft 1798 erstmals in der Ruhrregion eingesetzt, im Jahr darauf folgte auch der Kohlenbergbau im Ruhrtal. Erst drei Jahrzehnte später allerdings waren die Geräte so ausgereift, dass auch Grubenwasser aus mehr als 100 Meter Tiefe emporgepumpt werden konnte. 1832 schließlich gelang es den Ingenieuren, die wasserreiche Mergelschicht im Bereich des Hellwegs zu durchteufen, womit die wesentlich ergie-

bigeren Kohlevorkommen im Bereich der Emscher zur Förderung freistanden. In den daraufhin entstehenden Tiefbauschächten arbeiteten bis zu 5000 Kumpel – betriebliche Dimensionen also, die ein halbes Jahrhundert zuvor noch als undenkbar gegolten hatten.

Damit war die Grundlage für einen beispiellosen Aufstieg geschaffen. Die Dampfmaschine ermöglichte nicht nur die Kohleförderung en gros, sie ließ zudem die Nachfrage nach Steinkohle steil ansteigen. Die 1831 in Deutschland eingeführte Eisenbahn beschleunigte den Transport der Waren, der nun mehr und mehr vom Wasser auf die Schiene verlegt wurde, und schuf ihrerseits wiederum eine deutlich erhöhte Nachfrage nach Kohle und Stahl. Zudem sattelten die Eisenhütten von Holz- auf Steinkohle um: Diese konnte seit Mitte des 18. Jahrhunderts verkocht und als Hochofenbrennstoff verwendet werden. Im „Revier“ kam die heimische Kohle jedoch erst ab 1848 bei der Erzverhüttung zum Einsatz, zuerst in der Mülheimer Friedrich-Wilhelms-Hütte. Bereits seit 1826 wurde aus Ruhrkohle gewonnener Koks jedoch schon bei der Umwandlung von Roheisen in Stahl eingesetzt.

Neben diesen technologischen Fortschritten, die gemeinhin als Industrielle Revolution bezeichnet werden, erwiesen sich auch die politischen Entwicklungen des frühen 19. Jahrhunderts als segensreich für das Ruhrgebiet. War die Region vor der napoleonischen Invasion noch in Miniaturstaaten aufgesplittert, so bildete sie nach dem Wiener Kongress 1815 die zu Preußen gehörenden Provinzen Westfalen und Rheinprovinz. Das preußische Königshaus betrieb eine energische und progressive Wirtschaftspolitik mit dem Ziel einer umfassenden Modernisierung. Damit brach sich das Industriezeitalter zwischen Lippe und Ruhr mit voller Wucht Bahn.

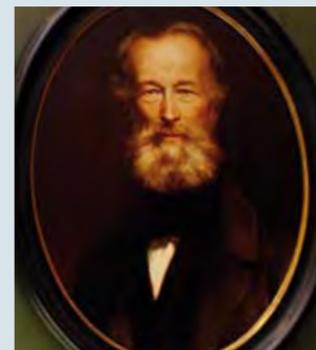
Den Flözen in die Tiefe folgend, wanderte der Bergbau von der Ruhr nordwärts an die Emscher und schließlich an die Lippe. Das Eisenerz im heimischen Boden reichte bald schon nicht mehr aus und musste aus anderen Regionen und Ländern herbeigeschafft werden, was Duisburg mit seinem Binnenhafen zum Stahlzentrum prädestinierte. Doch auch die östlichen Revierstädte wollten nicht abseits stehen und verlangten vom Königshaus eine Kanalanbindung an die Nordsee. Diese Forderung wurde mit dem 1899 eingeweihten Dortmund-Ems-Kanal erfüllt.

Die Zechen sprossen nun wie Pilze aus dem (eigentlich: in den) Boden, um 1850 existierten im Revier bereits über 300. Auch mehr und mehr Hochöfen trugen zur späterhin typischen Ruhrgebiets-Silhouette ebenso bei wie zur Etablierung des Ruhrstahls als hochwertiger Massenware. Der „Pott“ lieferte Schienen, Waggons und Lokomotiven für den blühenden Eisenbahnbau und Großwaffen für diverse Armeen – so beschossen sich Deutsche und Franzosen im Krieg 1870/71 mit Kanonen, die beide Parteien aus dem Hause Krupp bezogen hatten.

Die Harkortsche Fabrik auf Burg Wetter an der Ruhr, Ölgemälde, um 1834. 1826 entstand hier der erste Hochofen und 1827 das erste Puddel- und Walzwerk in Westfalen.



Die Zechen des Ruhrgebiets spielten auch für den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 eine entscheidende Rolle. Wilhelm II. und sein Stab im Krieg 1870/71, zeitgenössische Kreidelithografie.



Porträts von Bertha und Alfred Krupp, gemalt von Julius Grün.





Bild oben:
Der Bau des Dortmund-Ems-Kanals trug erheblich zur Erschließung der Region bei. Hier das Schiffshebewerk Henrichsburg, das 1899 von Kaiser Wilhelm II. eingeweiht wurde (Aufnahme 1899).

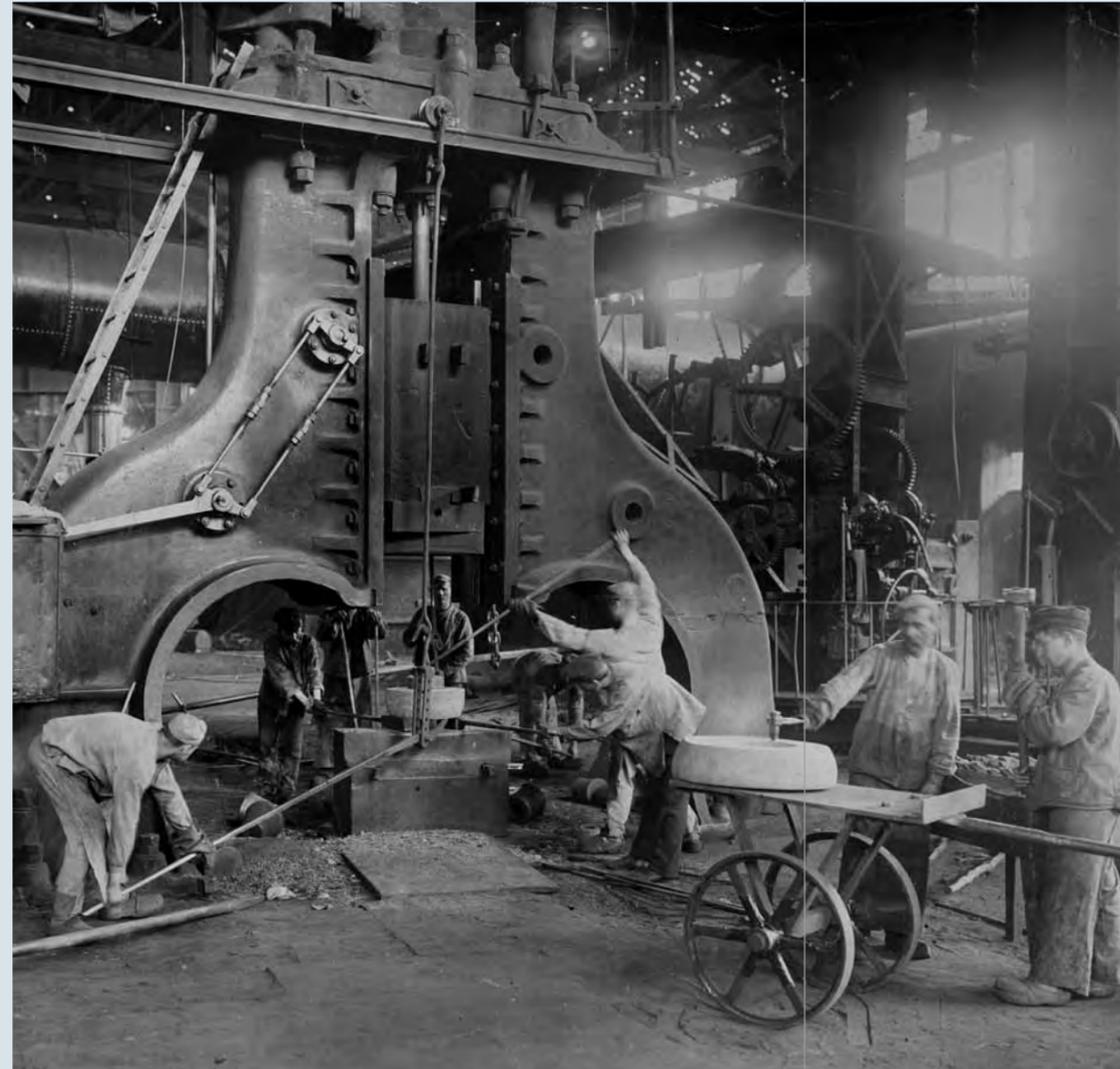


Bild Mitte und rechts:
Die Gussstahlfabrik Krupp in Essen. Rechts der Blick in die Stahlgießerei (Aufnahmen um 1900).



Insgesamt gab es im Revier über 3000 Zechen, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein händierend Arbeitskräfte suchten. Aus Dörfern längs der Emscher wurden innerhalb weniger Jahre Großstädte, und auch die vormals schon großen Siedlungen schwellen seit dem frühen 19. Jahrhundert Jahr für Jahr weiter an. Damit fanden sich die Stadtplaner vor zuvor ungekannte Probleme gestellt, denn eine vergleichbare Völkerwanderung hatte es bis dato nie gegeben. Lebten im Kernbereich des Reviers 1852 noch rund 380.000 Menschen, so waren es 1925 bereits zehnmal so viele. Und die Industrie verlangte zur ungehinderten Entfaltung nach immensen Flächen, die für Wohnraum fehlten. So nahmen die Krupp-Werke 1878 in und

bei Essen schon achtmal so viel Platz ein wie die alte Stadt selbst. Zunächst hieß es daher für die Revierbewohner: enger zusammenrücken. Die ersten Neuankömmlinge kamen als sogenannte „Einlieger“ in den vorhandenen Gebäuden unter, sodass sich beispielsweise in Essen die Anzahl der Personen pro Haus zwischen 1840 und 1870 mehr als verdoppelte. Jede nur irgend als Wohnraum verwendbare Örtlichkeit, ob Stall, Scheune oder Werkzeugschuppen, wurde von neu Zugewanderten bezogen, was zu teilweise unerträglichen hygienischen Verhältnissen und in der Folge zu Epidemien führte. Soziale Konflikte blieben dabei natürlich nicht aus, zumal die Arbeiter aus immer entlegeneren Gebieten mit anderer Sprache und kultureller

Prägung herbeigelockt wurden. Die Notwendigkeit der Ausweisung neuer Wohngebiete erschien also zunehmend dringlicher. Entsprechende Planungen fassten die Mülheimer Stadtoberen bereits 1829, Duisburg, Dortmund und Essen folgten Mitte des Jahrhunderts mit Konzepten zur Stadterweiterung. Zumeist orientierten diese sich an einfachen, quadratischen Straßenmustern, auf urbane Lebensqualität wurde wenig Wert gelegt, weshalb sternförmige Plätze oder baumgesäumte Boulevards praktisch nicht vorkamen. In der Regel wurden drei- bis viergeschossige Reihenhäuser errichtet, häufig auf engen Parzellen zwischen Fabrikarealen, in den Hinterhöfen ergänzt durch kleine Handwerkerhäuschen. Noch heute findet man diesen Bebau-

ungstyp nicht nur in den Stadtzentren, sondern häufig auch scheinbar „auf der grünen Wiese“, ohne erkennbaren städtischen Anschluss. Erst im 20. Jahrhundert kamen auch vereinzelt „Gartenstädte“ hinzu, die die Vorteile von Stadt und Land zu verbinden versuchten.

Da aufgrund des Fehlens eines begüterten und investitionswilligen Bürgertums wenige private Mietwohnungen errichtet wurden, sahen sich die Unternehmen in der Pflicht, schon um Arbeitskräfte locken und halten zu können. Sie schufen Wohn-„Kolonien“, die ihren Namen aufgrund der meist großen Entfernung zum nächsten Stadtkern erhielten. Den Anfang machte die Oberhausener Gutehoffnungshütte



Die Siedlung Baumhof, 1872 errichtete Werkwohnungen für Beschäftigte der Kruppwerke in Essen (Aufnahme um 1910).



Eine Wohnsiedlung in den 50er-Jahren: Die Werkwohnungen bestimmten nicht nur das architektonische Bild, sondern vor allem das soziale Umfeld und das gesellschaftliche Leben im Ruhrgebiet.



Backsteinhäuser in Oberhausen-Eisenheim, einer der ältesten, erhaltenen Arbeitersiedlungen in Deutschland (Aufnahme 1996). Ab 1846 entstand hier eine Siedlung für Hüttenarbeiter. In den 1970er-Jahren sollte sie abgerissen werden, doch nach zahlreichen Protesten blieb sie erhalten. Inzwischen steht die Siedlung unter Denkmalschutz.

1844 mit der Siedlung Eisenheim, die aus 51 anderthalb- bis zweistöckigen Häusern bestand und bis zur folgenden Jahrhundertwende auf rund 1200 Bewohner anwuchs. Wurden derartige Projekte zunächst nur vereinzelt realisiert, so avancierte der Werkwohnungsbau bis etwa 1870 zum Standard bei größeren Zechen- und Stahlgesellschaften. Von 5930 zecheneigenen Wohnungen 1873 scholl der Bestand bis 1890 auf gut 10.000 an, bevor er bis 1913 auf 86.801 regelrecht explodierte. Etwa ein Drittel der Bergarbeiter wohnte zu dieser Zeit samt Familie in Werkwohnungen, im Norden

des Ruhrgebiets, einem Schwerpunkt der Arbeiterkolonien, sogar fast zwei Drittel. Es dominierten zwei Häusertypen: der sogenannte „D-Zug“, eine Reihensiedlung mit paarweise gekoppelten Eingangstüren, sowie Ketten von Einzelhäusern für jeweils vier Familien, inklusive Gartenstück und knapp bemessenem Stall fürs Kleinvieh. Verbreitet war die Haltung von Hühnern und Schweinen, doch vor allem Ziegen waren derart beliebt, dass sie bald auch als „Bergmannskühe“ bezeichnet wurden. Wenn die Wohnverhältnisse von außen betrachtet auch relativ komfortabel anmuteten, so sah



Französische Kavallerie zieht in Essen ein (Aufnahme 1923). Wegen ausstehender Reparationszahlungen an die Siegermächte des Ersten Weltkriegs besetzten belgische und französische Truppen am 11. Januar 1923 das Ruhrgebiet. Der „Ruhrkampf“, der passive Widerstand gegen die Ruhrbesetzung, begann. Nach erneuten Verhandlungen über die deutschen Reparationszahlungen wurde das Ruhrgebiet 1925 wieder geräumt.



die Praxis gemeinhin trüber aus, denn häufig mussten noch fremde Arbeiter als „Schlafgänger“ zur Untermiete beherbergt werden. Da die Unternehmen als Arbeitgeber und Vermieter in Personalunion auftraten, konnten sie das Leben ihrer Angestellten/Mieter weithin reglementieren. So wurde sozialistischen bzw. sozialdemokratischen Agitatoren der Zutritt zu den Arbeiterkolonien untersagt. Dennoch konnten Solidarisierungen der Arbeiter damit nicht verhindert werden, auch wenn eine Kündigung des Arbeitgebers oftmals den Verlust der familiären Wohnung nach sich zog. 1889 kam es zum ersten großen Streik, weitere folgten 1905 und 1912. Dabei standen nicht nur Forderungen nach besserer Bezahlung im Vordergrund, sondern ebenso eine Anhebung der Sicherheitsstandards. Bei Grubenunglücken kam es nämlich vermehrt zu vielen Todesfällen. Außerdem litten zahlreiche Kumpel unter der Willkür ihrer Vorgesetzten. Der gigantische Wirtschaftsaufschwung hatte also das Gesicht des Ruhrgebiets in den 100 Jahren vor dem

Ersten Weltkrieg nachhaltig verändert. Es entstand ein Wildwuchs aus neuen Siedlungen, monströsen Industrieanlagen, am Reißbrett entworfenen Stadtzentren, Verkehrsadern und Kanälen. Die Kohleförderung war von zwei (1850) auf 103 Millionen Tonnen (1912), die Roheisenerzeugung im selben Zeitraum von 0,01 auf 7,6 Millionen Tonnen gestiegen. Ökologisch führte das unorganisierte Wachstum allerdings zu verheerenden Auswirkungen, vor allem in Bezug auf die Luftqualität, aber auch auf die Wasser- und Bodenreinheit. Auf der anderen Seite erblühte um die Jahrhundertwende das kulturelle Leben: vielerorts wurden Stadttheater und Museen gegründet.

Nach dem Ersten Weltkrieg, der auch der Ruhrbevölkerung gravierende Ernährungsprobleme beschert hatte, scheiterten Versuche, das Revier vom Reich abzuspalten und sozialistisch zu regieren. Stattdessen ächzten die Kumpel unter den geforderten Reparationen, die hauptsächlich in Form von Steinkohle zu erbringen

waren. Als die Lieferungen stockten, besetzten Franzosen und Belgier 1923 das Ruhrgebiet, wo sie zwei Jahre blieben. Die Weimarer Zeit verlief wirtschaftlich und politisch also wenig erfreulich, lediglich kulturell erblühte der „Pott“, vor allem an den Theatern. Die Naziherrschaft brachte dann, neben einem primär auf die massive Aufrüstung zurückgehenden wirtschaftlichen Aufschwung, den gleichen Schrecken wie anderswo: Die Arbeitervereinigungen wurden zerschlagen, Kirchen an die Kandare genommen, jüdische Mitbürger und politische Gegner in KZ und damit zumeist den sicheren Tod deportiert. Zudem mussten während des Zweiten Weltkriegs Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten in den Zechen und Hütten unter unmenschlichen Bedingungen schuften.

Der Wiederaufbau und das „Wirtschaftswunder“ bescherten dem Revier anschließend seine bislang letzte Hochkonjunktur. Die Kohleförderung und Stahlproduktion stiegen wieder an, die Städte wurden,

größtenteils unter Missachtung der Vorkriegsstrukturen, wiedererrichtet. Erst mit der „Kohlekrise“ um 1960 begann der kontinuierliche ökonomische Niedergang des Ruhrgebiets: Preislich konnte die Ruhrkohle nicht mit der im Tagebau gewonnenen Kohle aus den USA und Südafrika konkurrieren, hinzu kamen neue Energieträger wie Erdöl und Atomkraft. Seit Mitte der 1970er-Jahre baute auch die Stahlindustrie vermehrt Stellen ab. Der Strukturwandel – also die Abkehr von Kohle und Stahl hin zu vielfältigeren, innovationsbasierten Wirtschaftszweigen, zum Dienstleistungssektor sowie zu Forschung und Entwicklung – dauert bis heute an. Die nach dem „Zechensterben“ zunächst funktionslos gewordenen Industrieanlagen wurden zu Denkmälern umgewidmet und restauriert, sie ziehen heute zahlreiche Besucher an, die sich fasziniert der rauen Industrieromantik hingeben. Auch die Luft- und Wasserqualität erreicht wieder mitteleuropäischen Standard. Aus dem grauen, verrauchten „Pott“ ist eine (er)lebenswerte, bunte Metropollenlandschaft geworden.



Das Gelände der ehemaligen Kruppwerke, der Waffenproduktionsstätte des NS-Regimes, nach der Demontage der Maschinen und der Sprengung der Werkshallen.



Bild Mitte: eine Nissen-Siedlung der Zeche Rheinpreußen nahe Moers (Aufnahme 1947). Im Ruhrgebiet entstanden in den Nachkriegsjahren solche Nissen-Hütten-Siedlungen, in denen Nachwuchs-Bergarbeiter mit ihren Familien untergebracht werden sollten. Die Hütten hatten doppelte, mit Glaswolle isolierte Wände.



Der Bergbau hinterlässt nicht nur „oberflächlich“ seine Spuren: Nach einem sogenannten Bergschaden in einem Wohngebiet in Bochum-Wattenscheid war eine Garage in einem 40 mal 40 Meter tiefen Loch verschwunden (Aufnahme 2000). Das Erdreich über einer ehemaligen Schachanlage hatte plötzlich nachgegeben, die Anwohner mussten evakuiert werden.



Ihr Privatvergnügen gestalten die Einwohner des Ruhrgebiets seit jeher gern in festen Strukturen, vornehmlich in Form eines Vereins. Kein Hobby, keine Leidenschaft, kein persönliches Interesse, das sich nicht mit anderen Gleichgesinnten zusammen auf Vereinsbasis pflegen ließe, ob es sich nun um Tauben- und Karnickelzucht, Sportarten wie Kegeln und Fußball, Musikausübung oder Skat handelt. Auch Schützenvereine – allgemein eher mit dem ländlichen Raum assoziiert – existieren im „Pott“ zuhauf und erfüllen eine wichtige soziale Funktion, die weit über bloße Brauchtumpflege hinausgeht. In seinem Verein findet der Kumpel wie der Bioinformatiker einen verlässlichen Platz zum Abschalten, eine Plattform für entspanntes Fachsimpeln, ein Refugium vor dem alltäglichen Stress. Was nicht bedeutet, dass eine ordentliche Jahreshauptversammlung keine mit heiligem Ernst zu betreibende Angelegenheit ist: Schließlich muss bei der Wahl des stellvertretenden Kassenprüfers ebenso alles mit rechten Dingen zugehen wie bei der Entlastung des Vorstandes. Da wird also mit Inbrunst auf den Tisch geklopft, „Hört, hört!“ gerufen und dem Protokoll der letzten Versammlung gelauscht. Erst beim traditionell abschließenden Tagesordnungspunkt, dem „gemütlichen Beisammensein“, werden die formalen Ansprüche suspendiert und man lässt fünf gerade sein. Unter der jüngeren Bevölkerung hat das Ansehen der mit dem Zusatz „e. V.“ versehenen Gruppen zwar etwas gelitten, da diese oftmals mit angestaubter Vereinsmeierei gleichgesetzt werden. Dennoch entdecken mehr und mehr junge Menschen die Vorteile dieser Organisationsform wieder, sei es zum Betrieb einer Kleingartenanlage oder zum Ausleben von Interessen, die gemeinsam einfach mehr Spaß machen. Und so mögen zwar die Mitgliederzahlen von Bergmannschören, sozialistischen Arbeiter- wie auch Kleintierzuchtvereinen stagnieren oder sinken, dafür entstehen andererseits viele neue Vereine, die sich moderneren Vergnügungen wie Inlineskaten, Jazztanz oder Pokern widmen – die Vereinskultur spiegelt damit gewissermaßen den Strukturwandel, den das Revier durchlebt, auf sozialer Mikroebene wider. Das Ruhrgebiet rangiert heute mit einer Quote von gut acht Vereinen pro 1000 Einwohnern bundesweit im Spitzenbereich (Tendenz: steigend), woran sich eine ungebrochen rege gemeinschaftliche Aktivität ablesen lässt. Nach wie vor bildet der Sport das wichtigste Vereinsthema, gefolgt von Freizeitbetätigungen und Heimatpflege. Und so wird man sich wohl im Ausland noch lange scherzhaft zuraunen: Was passiert, wenn sieben Deutsche beisammensitzen? – Sie gründen einen Verein!

VOM GESTERN INS MORGEN

Bereits als der Begriff Globalisierung in Deutschland noch unbekannt war, sah sich das Ruhrgebiet seiner schwerindustriellen Grundlagen nach und nach beraubt. Mitte der 1980er-Jahre begann man daher, die Region mittels massiver Forschungs- und Wissenschaftsförderung fit für eine Weltwirtschaft zu machen, in der Ideen und Know-how eine immer wesentlichere Rolle spielen. In vielen Städten wurden Technologie- und Gründerzentren ins Leben gerufen, die zumeist in Zusammenarbeit mit Universitäten (Dortmund, Bochum, Duisburg-Essen, Hagen) Spitzenforschung betreiben. Zwar können die negativen Effekte des Strukturwandels, zumal auf dem Arbeitsmarkt, dadurch nicht vollständig aufgefangen werden. Dennoch bildet der sogenannte „Quartäre Sektor“ (Forschung und Entwicklung) heute neben dem „Tertiären Sektor“ (Dienstleistungen) eine wichtige zukunftsfeste Stütze. Insbesondere Mikroelektronik und Nanotechnologie erleben im Revier einen anhaltenden Boom, sodass bereits über Nachwuchsmangel geklagt wird. Doch auch in den Bereichen Umwelttechnik und medizinische Biotechnologie sind die Forscher und Tüftler von der Ruhr vorn dabei. Damit zahlt sich eine langjährig gewachsene Kultur der Kooperation aus: zwischen Universitäten, Stadtverwaltungen, Unternehmen, Industrie- und Handelskammern, Banken und Gewerkschaften. So können innovative Produkte und Verfahren auf kürzestem Weg vom ersten Geistesblitz bis zur Marktreife geführt werden. Gerade junge, auf Risikokapital angewiesene Firmengründer finden in den Technologiezentren wie dem Gelsenkirchener Wissenschaftspark oder dem Essener ETEC die notwendige Unterstützung, um ihre Visionen realisieren und an den Menschen bringen zu können. Und auch Studenten und Wissenschaftler aus dem



Bereits in den 60er-Jahren zukunftsweisend: schwungvolle Verbindungsgänge im Kontrast zur gradlinigen Architektur der Universitätsgebäude (Aufnahme 1969).

Ausland entdecken zunehmend die vielfältigen Möglichkeiten, mit denen der Forschungsstandort Ruhrgebiet aufwartet. Den Vergleich mit den traditionsreichen Alt-Universitäten muss z. B. die erst 1962 gegründete Bochumer Ruhr-Universität heute nicht mehr scheuen, zählt sie doch zu den renommiertesten Forschungsinstitutionen in Deutschland – und zu den zehn größten deutschen Unis. Daneben sorgen mehrere Fraunhofer- und Max-Planck-Institute für den exzellenten Ruf der Ingenieure und Wissenschaftler aus dem „Pott“.



Auch in der Umwelttechnik Spitze: Elektrotechniker montieren auf dem ehemaligen Erz- und Kohlebunker Schalker Verein in Gelsenkirchen ein Solarmodul. Der etwa 60 Fußballplätze große ehemalige Hochofenstandort, der 1872 entstanden ist, wird derzeit im Zuge des Strukturwandels in einen Wohn- und Gewerbepark umgewandelt. Bereits 1999 siedelte sich in Gelsenkirchen eine der größten Solarfabriken der Welt an.

MUSIKEXPORTE – REVIER, ICH KOMM' AUS DIR



Kultur im Ruhrgebiet, das sind nicht nur zahlreiche Theater, Museen und Industriedenkmäler, sondern ebenso eine weit gefächerte Musiklandschaft. Lange Zeit kannte man außerhalb des Reviers allenfalls den aus Duisburg stammenden Operntenor Rudolf Schock, der international große Erfolge feierte. Schier unüberschaubar mutet die Musikszene heute an, sämtliche Stile sind vertreten, auch wenn nur wenige Künstler überregionale Bekanntheit erlangen.

Doch es gab auch andere Zeiten. „Komm nach Hagen, werde Popstar!“, sangen Extrabreit Anfang der 1980er-Jahre, als sich die alte Stahlstadt im Südosten des Reviers als ein Gravitationszentrum der Neuen Deutschen Welle entpuppte. Neben Extrabreit sorgte dafür vor allem Nena, die ihrer Heimatstadt neues Selbstbewusstsein einflößte – Hagen war plötzlich cool. Nenas Hit „99 Luftballons“ eroberte weltweit die Charts, stand sogar in den USA auf Platz eins. Kein Wunder, dass in einer Hagener Disko eine Plakette prangte: „Hier arbeitete Nena Kerner!“ Daneben wurde auch Bochum eine Adellung mittels Popmusik zuteil: Der berühmteste Sohn der Stadt, Herbert Grönemeyer, besang 1984 nicht nur seine Liebe zur „Blume im Revier“ (heute die inoffizielle Hymne der Stadt), sondern betitelte gleich ein ganzes Album mit „4630 Bochum“. Es wurde in Deutschland das erfolgreichste Album des Jahres, noch vor Michael Jacksons „Thriller“. Ein weiterer Hit Grönemeyers besingt die typische Leibspeise der Revierler: die Currywurst. Noch heute kommt der Wahl-Londoner

häufig zu Konzerten in den „Pott“. 2006 erst wurde er Mitglied des VfL Bochum, der ihm die symbolhafte Mitgliedsnummer 4630 gab.

Seiner Geburtsstadt treu blieb hingegen ein anderer Star aus dem Revier, der von Haus aus eigentlich Jazzmusiker, bekannter jedoch als Komiker und Schauspieler ist: Helge Schneider aus Mülheim an der Ruhr. Nach eigener Aussage verdankt er dem Studium der Mülheimer „Oppas“ in einem Stehcafé einen wesentlichen Input seiner improvisatorischen, großteils absurden Bühnenkunst. Weiterhin steht das Ruhrgebiet in einer musikalischen Nische für internationalen Erfolg: in der Thrash-Metal-Szene. Die Bands Sodom aus Gelsenkirchen und Kreator aus Essen, beide 1982 gegründet, gehören zu den bekanntesten Namen innerhalb dieser Subkultur und beeinflussen bis heute weltweit Heerscharen von jungen Hardrockern. Auch eine Reihe bedeutender Musikfestivals ist an Ruhr, Emscher und Lippe beheimatet. Das Jazzfestival in Moers gehört zu den etabliertesten in Europa. Das seit 1986 stattfindende „Bochum total“ zieht mittlerweile über eine Million Popmusik-Fans an – so viele wie kein anderes europäisches Musikfest. Für Klassikfreunde gibt es das Klavierfestival Ruhr, die Tage Alter Musik in Herne, die Wittener Tage für Neue Kammermusik und die RuhrTriennale, Punkfans kommen bei Punk im Pott in Oberhausen auf ihre Kosten, Technofans bei der durch Dortmund ziehenden Loveparade. So vielfältig das Revier, so vielfältig seine Musik und Musiker.



Bilder oben links und rechts: „Komm nach Hagen, werde Popstar!“ – so sang die Musikgruppe Extrabreit, bekannte Vertreter der Neuen Deutschen Welle (Aufnahme 1982). Nena, hier auf einer Aufnahme ebenfalls aus dem Jahr 1982, folgte diesem Aufruf, sie ist wohl die bekannteste Tochter der Stadt Hagen.



Bild unten links: Der New Yorker Altsaxofonist Steve Coleman spielt auf dem „36. moers festival“ in Moers (Aufnahme 2007). In Moers wird jedes Jahr eine Momentaufnahme aktueller, improvisierter Musik präsentiert.



Bild unten rechts: Noch immer schlägt sein Herz für Bochum: Herbert Grönemeyer streift sich das Bochumer Trikot über (Aufnahme 2006). Mit seiner Hymne „Bochum“ laufen an jedem Spieltag die Mannschaften ein.



GELATI, PASTA UND DOLCE VITA

Als sich ab Mitte der 1950er-Jahre mehr und mehr Italiener aus ihren zumeist im Süden des Stiefels gelegenen Dörfern auf den Weg in den kalten Norden machten, um am wirtschaftlichen Aufstieg des Ruhrgebiets teilzuhaben, sorgte die neue Einwanderungswelle zunächst für kulturelles Befremden auf beiden Seiten. „Kein Zutritt für Italiener“ prangte gar an so mancher Kneipentür im Revier – die mentalen Unterschiede wurden anfangs als geradezu bedrohlich empfunden. Auf der anderen Seite zeigten sich viele Italiener weithin schockiert von den rüden Umgangsformen ihrer deutschen Gastgeber, ebenso aber auch von der derben deutschen Küche, vom eiszeitlichen Klima ganz zu schweigen. Und so schufen sie sich notgedrungen eine Parallelkultur, sorgten für den Import von Nudeln, Zucchini, in der Sonne gereiften Tomaten, Balsamico, Olivenöl, Parmesan usw., gründeten Pizzerias und Eisdielen, tanzten in eigenen Sälen zu heimatlicher Musik. Eigentlich nur zur Selbstversorgung gedacht, entpuppten sich die Ingredienzen italienischer Lebensweise bald als Integrationsmittel erster Güte. Nachdem die Deutschen die Bedeutung fremdartiger

Begriffe wie „Gelati“ und „Pasta“, „Stracciatella“ und „Margherita“ erst einmal durchschaut hatten, stand einer vertieften Annäherung nichts mehr im Wege. Hinzu kam der wachsende Wohlstand, der immer mehr Familien einen Italienurlaub ermöglichte. Als Konsequenz daraus galt es zunehmend als Ausweis mediterraner Lebenskunst, lässig einen Espresso ordern zu können – wenn dieser auch lange Zeit noch eher als „Expresso“ daherkam. Auf deutschen Tellern wurden die Kartoffeln nun öfters durch Pasta ersetzt, und sonntags ging man auch mal „zum Italiener“. Die wachsende Sehnsucht der Deutschen nach dem Süden und seinem Dolce Vita äußerte sich auch in einem neuen Gefährt auf den Straßen des Reviers: der Vespa. Sie brachte einen Hauch von Adria nach Bottrop und Castrop-Rauxel. Auch italienische Mode galt in immer weiteren Kreisen als der letzte Schrei. Während die Zuwanderer aus dem Süden vor allem die funktionierende Bürokratie und das Gesundheitswesen in ihrer neuen Heimat zu schätzen lernten, gewannen die Deutschen, nicht nur im „Pott“, ein Stück Kultur, auf das heute niemand mehr verzichten mag.

GRÜNE OASEN UND GEFIEDERTE RENNPFERDE

Wenn der Kumpel von der Schicht kommt, so zumindest ein langlebiges Klischee, dann zieht es ihn zur Entspannung entweder auf seine eigene Parzelle oder zu seinen kleinen Freunden, den Brieftauben. Den Kumpelhimmel auf Erden – nach dem Fußballstadion natürlich – bildet demnach ein Taubenschlag inmitten eines Schrebergartens. Das ist natürlich übertrieben. Und dennoch steckt darin ein wahrer Kern: Ein eigener Kleingarten markierte im „Pott“ für lange Zeit das Erreichen gediegener Bürgerlichkeit. Ursprünglich als reine Nutzfläche für Obst- und Gemüseanbau zwischen Hochöfen und Bahndämmen angelegt, erfreuten sich die Natur-Oasen seit dem Wirtschaftswunder zunehmender Beliebtheit als Gegenpol zu Unter-Tage-Maloche und beengten Wohnverhältnissen. Die gute Nachbarschaft in den Gartenkolonien ging so weit, dass zuweilen blau-weiße und schwarzgelbe Flaggen konfliktfrei nebeneinander wehten. In den vergangenen 20 Jahren gerieten Schrebergartenvereine dann etwas in den Ruch der Gartenzwerg- und Jägerzaun-Spießigkeit, doch mittlerweile entdecken immer mehr junge „Revierler“ den Reiz der eigenen Scholle neu. Nicht zuletzt, weil viele noch schöne Kindheitserinnerungen an „Oppa sein Garten“ besitzen. Größere Nachwuchssorgen plagen hingegen die Taubenzüchter. Das „Rennpferd des kleinen Mannes“, wie man die Brieftauben im Revier nennt, sorgte über Jahrzehnte zuverlässig für Freizeitvergnügen, für ein Gefühl von Freiheit und weiter Welt inmitten des zumeist grauen Alltags, für einen Schuss gut durchorganisierter Romantik. Noch heute konzentrieren sich im Ruhrgebiet etwa 25.000 Taubenzüchter (bundesweit gibt es um die 75.000), die sich liebevoll um drei Millionen Tiere kümmern.

MYTHOS FUSSBALL

Zweimal im Jahr, wenn Borussia Dortmund und Schalke 04 zum Revierderby aufeinandertreffen, sind die Straßen im Ruhrgebiet wie leer gefegt. „König Fußball“ stellt die große kulturelle Konstante im Revier dar – fast unmöglich, zwischen Moers und Hamm einen Verächter der schönsten Nebensache der Welt zu finden. Die fußballerische Tradition reicht weit in die Geschichte zurück. Viele der zahlreichen Vereine wurden bereits im 19. Jahrhundert als Arbeitersportvereine oder Werksmannschaften der Hütten und Zechen gegründet. Und noch heute bietet die Region eine bundesweit unübertroffene Vereinsdichte, selbst den global führenden Fußballmetropolen steht das Revier in puncto Fan- und Aktivenzahlen nicht nach. Mit drei Bundesliga-Gründungsmitgliedern – neben den Schalkern und Dortmundern noch der MSV Duisburg – sowie den weiteren großen Clubs VfL Bochum, SG Wattenscheid 09, Rot-Weiß Essen und Rot-Weiß Oberhausen bildete es stets einen Schwerpunkt in der deutschen Ballsportlandschaft. Daneben lässt eine schier unüberblickbare, bunte Amateurfußballer-Szene erahnen, welche soziale und integrative Kraft der Fußball im Revier entfaltet. Für die Anhänger bedeutet ihr Club meist mehr als ein Wochenendvergnügen, nicht wenige fühlen sich mit ihm geradezu verheiratet und verfolgen sein Schicksal mal himmelhoch jauchzend, mal zu Tode betrübt. Daran hat auch der Wandel von eher proletarischem Publikum hin zur Mittelschicht wenig geändert. Nicht zuletzt stellte Fußball für viele Arbeiterkinder die einzige Aufstiegschance dar, was den Ehrgeiz auf den unzähligen zu Bolzplätzen umfunktionierten Plätzen, Wiesen und Brachen noch steigerte. Revierlegende Ernst Kuzorra: „Der Fußball hat uns alles gegeben – das war unser Leben.“



Der Mythos lebt weiter und verbindet: Ferhat, Mikail, Nico und Pratheepan (v.l.n.r.) spielen auf einem Sportplatz vor dem alten Förderturm der Zeche Osterfeld in Oberhausen Fußball (Aufnahme 2007). Im Ruhrgebiet hat der Doppelpass „Kohle/Fußball“ Legenden geschrieben, auch wenn die Industriedenkmäler heute oft nur noch Kulisse sind.

RUHRFESTSPIELE

Die in Recklinghausen angesiedelten Ruhrfestspiele blicken auf eine lange Geschichte zurück. Als den Hamburger Bühnen im kalten Nachkriegswinter 1946/47 die Kohlen ausgingen, fuhren einige der Theatermacher ins Ruhrgebiet und nahmen eher zufällig eine Abfahrt in Recklinghausen. Die Kumpel auf der Zeche König Ludwig 4/5 mussten nicht lange gebeten werden: Unter hohem persönlichen Einsatz schmuggelten sie mehrere LKW-Ladungen des Brennstoffs an den Besatzungstruppen vorbei. Im darauffolgenden Jahr bedankten sich die Theaterleute mit einem Gastspiel in Recklinghausen, woraus nicht nur das Motto „Kunst für Kohle“, sondern auch die Ruhrfestspiele hervorgingen. Die Recklinghäuser begannen die bis heute gepflegte Tradition, alljährlich Theatergruppen aus ganz Deutschland einzuladen. Im Laufe der 50er-Jahre wurde das Programm um Konzerte und Kunstausstellungen erweitert, 1965 erhielt das Festi-

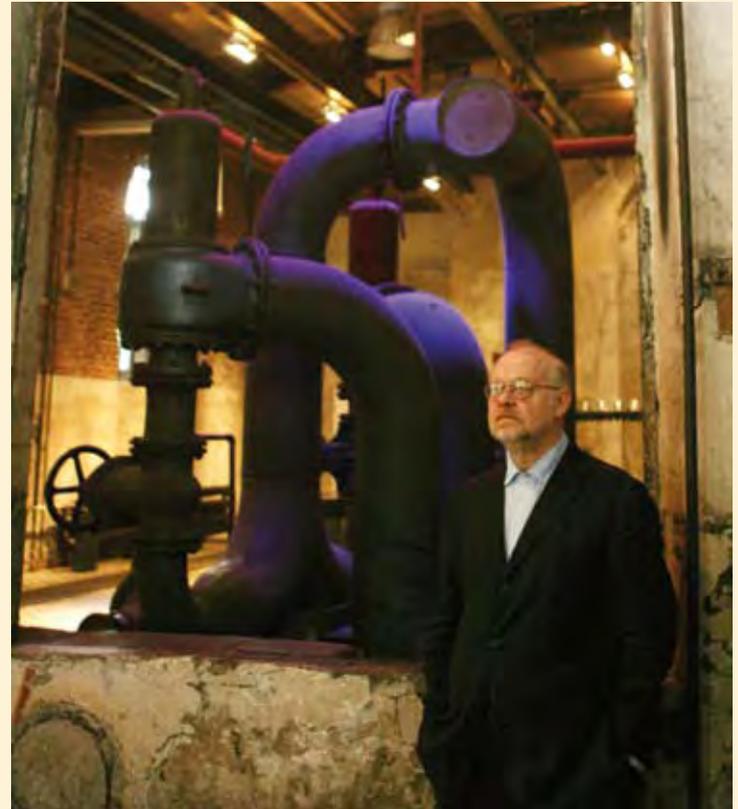
val schließlich ein eigenes Festspielhaus. Nach eher konservativen Anfängen wagte man sich zunehmend auch auf experimentelles Terrain vor. Als die Mauer gefallen war, wurden die Ruhrfestspiele zum „Europäischen Festival“ erklärt und zunehmend Künstler und Ensembles aus ganz Europa eingeladen. Heute gehören die Festspiele zu den Pflichtterminen jedes Theaterfreundes; nach einer finanziell schwierigen Zeit Anfang dieses Jahrtausends konnten sie zuletzt drei Besucherrekorde in Folge vermelden, womit sich die von Kritikern hochgelobten Aufführungen, 2008 insgesamt 141, selbst tragen. Nationale (Harald Schmidt, Ulrich Tukur, Otto Sander) wie internationale Stars (Jeff Goldblum, Cate Blanchett, Kevin Spacey) sorgen nicht nur dafür, dass die Menschen teilweise von weit her nach Recklinghausen strömen, sondern auch für eine Verjüngung des Publikums – damit ist der Erfolg auch in der nächsten Generation vorprogrammiert.



Aus einem Dankgastspiel der Hamburger Bühnen für die Kohlelieferung einer Recklinghäuser Zeche im harten Nachkriegswinter 1946/47 entstand eine großartige Tradition: die Ruhrfestspiele. Hier der Eingang zum Festspielhaus in Recklinghausen auf einer Aufnahme aus dem Jahr 1949.

RUHRTRIENNALE

Seit 2002 findet im Ruhrgebiet in ausgewählten und nicht selten spektakulären Industriedenkmälern die RuhrTriennale statt, ein Festival der Künste, das Musik, Theater, Tanz und Literatur einbindet. Die Grundidee der Triennale bildet der Dialog zwischen Aufführungsort und innovativer Darbietung, wozu die bespielten ehemaligen Koke-reien und Maschinenhallen eine einzigartige, inspirierende Kulisse bieten. Neben der Bochumer Jahrhunderthalle zählen dazu beispielsweise die Essener Zeche und Kokerei Zollverein und die Gebläsehalle im Landschaftspark Duisburg-Nord. Bereits der Mitbegründer und erste Intendant (2002-04) Gerard Mortier katapultierte das Festival mit einem raffinierten und schillernden Konzept in die erste europäische Liga. Die New York Times sprach gar von einem weltweit einzigartigen Laboratorium für neue künstlerische Entwicklungen. Die teilnehmenden Künstler sind angehalten, ihre bisherigen Grenzen zu überspringen und dabei die raue Umgebung auf sich wirken zu lassen. So spielen Jazzmusiker Oper, Theaterregisseure interpretieren Liedzyklen; bildende Kunst, Popmusik und Sprechtheater verschmelzen zu neuartigen Ausdrucksformen. Diese „Kreationen“ genannten Ausflüge ins künstlerische Grenzland stellen das Erfolgsrezept der RuhrTriennale dar – getragen vom unvergleichlichen Charme der Denkmäler aus dem Industriezeitalter. Auch Jürgen Flimm, der den Intendanten-Stab 2005 übernommen hatte, konnte zahlreiche Kunstbegeisterte aus dem In- und Ausland anlocken. Insgesamt strömten in den drei Flimm-Jahren über 200.000 Besucher in die 306 Veranstaltungen, die Auslastung stieg 2007 auf 87 Prozent. In der Spielzeit 2008 bis 2010 wird der Opernregisseur Willy Decker die RuhrTriennale leiten.



Jürgen Flimm, bis 2007 Leiter der RuhrTriennale, in der Gebläsehalle im Landschaftspark Nord in Duisburg: eine einzigartige Kulisse für ein großartiges Festival der Künste.

MAGNATEN DES REVIERS

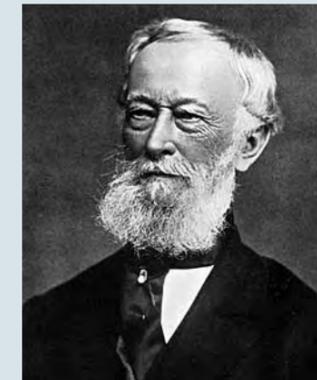
Der wirtschaftliche Aufstieg des Ruhrgebiets ist eng mit den Namen einiger Großindustriellen-Dynastien verknüpft. Ihre Begründer stampften in wenigen Jahrzehnten Konzerne von Weltgeltung aus dem Boden und galten lange Zeit als neuer Ruhradel. Heute, nach dem Niedergang der klassischen Montanindustrie, ist der einstige Glanz allerdings weitgehend verblasst.

„Hart wie Kruppstahl“: Dieses geflügelte Wort markierte die beherrschende Marktmacht des einst größten europäischen Unternehmens. Als Alfred Krupp 1826, gerade 14-jährig, die fast bankrotte Gussstahlfabrik seines verstorbenen Vaters Friedrich übernahm, waren dort sieben Mitarbeiter beschäftigt. Bei Alfreds Tod 1887 standen bereits gut 20.000 Angestellte auf seiner Gehaltsliste. Der Stahlgigant belieferte weltweit den Eisenbahnbau, u. a. mit dem selbst entwickelten nahtlosen Rad, und bestückte als führender Waffenfabrikant maßgeblich die Schlachtfelder Europas. Stetige Nähe zu den jeweiligen Machthabern, mit Ausnahme der Weimarer Zeit, befeuerte das Geschäft zusätzlich – und brachte Alfred Krupp

von Bohlen und Halbach nach dem umsatzsteigernden Zweiten Weltkrieg eine Verurteilung zu zwölf Jahren Haft ein. 1951 begnadigt, übernahm „der letzte Krupp“ zwei Jahre später wieder die Leitung des Unternehmens, das er erneut zum führenden deutschen Stahlproduzenten ausbaute. Nach seinem Tod 1967 vermachte er sein Vermögen einer gemeinnützigen Stiftung. Die Krupp AG, die sich 1992 schon die Hoesch AG per feindlicher Übernahme einverleibt hatte, fusionierte 1999 mit der Thyssen AG zur ThyssenKrupp AG, heute Deutschlands größtes Rüstungs- und Stahlunternehmen.

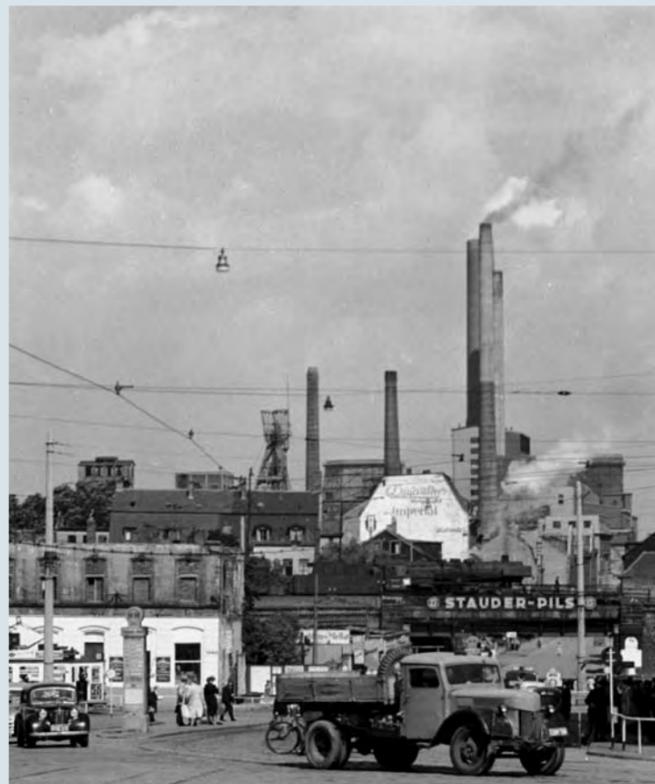
Auch Thyssen und Hoesch gehörten zu den wesentlichen Industriegiganten im Ruhrgebiet. August Thyssen hatte 1871 bei Mülheim ein Bandeisenzwerk gegründet, 18 Jahre später errichtete er bei Duisburg ein gewaltiges Stahlwerk. In der Folge baute er seinen Konzern durch stetige Zechen- und Firmenzukäufe zum neben Krupp größten Montanunternehmen Deutschlands aus. Wegen wirtschaftlicher Probleme fusionierte dieses 1926 mit drei anderen Großunternehmen zur Vereinigte Stahlwerke AG, die unter der Leitung

von August Thyssens Sohn Fritz mit 250.000 Angestellten etwa 40 Prozent der deutschen Stahlproduktion ausmachte. Nach Demontage und Entflechtung wurde die August-Thyssen-Hütte AG 1953 neu gegründet und erneut zu einem Weltkonzern aufgebaut. Mit Claudio und Federico Zichy-Thyssen stiegen 1995 die letzten Abkömmlinge des Firmengründers aus dem Unternehmen aus. Im selben Jahr wie August Thyssen, also 1871, legte auch Leopold Hoesch in Dortmund den Grundstein für sein Firmenkonglomerat. Zunächst als Eisen- und Stahlwerk gegründet, übernahm die Hoesch AG mehr und mehr Zechen und Kokereien. Mitte der 1960er-Jahre waren etwa ein Fünftel der Dortmunder Arbeitnehmer bei Hoesch in Lohn und Brot. Krupp in Essen, Thyssen in Duisburg, Hoesch in Dortmund – die großen Fabrikantenfamilien prägten das Antlitz so mancher Revierstadt maßgeblich. Die Liste der frühen Superunternehmer ließe sich lang fortführen: Haniel in Duisburg und Oberhausen, Stinnes in Mülheim (beim Tod des Gründers Hugo Stinnes 1924 war der Konzern mit 600.000 Angestellten der weltgrößte Arbeitgeber), Klöckner in Duisburg, Harkort in Wetter (Friedrich Harkort wird auch



Zeitgenössisches Porträt des deutschen Industriellen Alfred Krupp (1812-1887). Er machte die Krupp'sche Gussstahlfabrik zum größten Industrieunternehmen Europas.

„Vater des Ruhrgebiets“ genannt), Grillo in Essen und Gelsenkirchen. Ohne diese wagemutigen, gewitzten, bisweilen sicherlich auch skrupellosen Pioniere und ihre Nachfahren hätte die Erfolgsgeschichte des Ruhrgebiets nicht geschrieben werden können.



Die Zeche Gustav am Viehhofer Platz, Essen (Aufnahme 1947).



Gesamtansicht der Krupp'schen Gussstahlfabrik, Lithografie aus der 2.Hälfte des 19. Jahrhunderts.

DER LETZTE PATRIARCH

Auch im reifen Alter von 95 Jahren sieht der „von Haus aus nüchterne Pommer“ (Eigenauskunft) noch tagtäglich in seinem Büro in der Essener Villa Hügel nach dem Rechten. Berthold Beitz, Kuratoriumsvorsitzender der Krupp-Stiftung, fühlt sich noch immer eng mit der Familie verbunden, deren Konzern er in den 50er- und 60er-Jahren zusammen mit Alfried Krupp von Bohlen und Halbach zu alter Größe führte.

Nach einer Banklehre arbeitete Beitz während des Zweiten Weltkriegs als Ölmanager im besetzten Galizien. Dank seines Einsatzes konnten mehrere Hundert Juden dem sicheren Tod in Vernichtungslagern entgehen – wofür Beitz in der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem als „Gerechter unter den Völkern“ geehrt wird. Nach dem Krieg zunächst in der Versicherungsbranche tätig, lernte er 1953 Alfried Krupp kennen, der kurz zuvor die Leitung des Familienkonzerns wieder hatte übernehmen dürfen. Als Krupp-Generalbevollmächtigter hatte Beitz maßgeblichen Anteil am Wiederaufstieg des Stahl- und Rüstungsgiganten; noch heute amtiert er als Ehrenvorsitzender des ThyssenKrupp-Aufsichtsrats, und das nicht nur pro forma.

Nach dem Tod Alfried Krupps übernahm er 1968 die Verwaltung des in eine Stiftung überführten Familienvermögens, mit dem er bis heute den Strukturwandel im Ruhrgebiet aktiv mitgestaltet. Ohne sein Engagement wäre (nicht nur) das Revier um einige kulturelle Leuchttürme ärmer. So unterstützt er großzügig die Ruhr-Universität wie auch andere Forschungsstätten, zudem liegt ihm die Förderung der Kunst sehr am Herzen, wie sich auch am aktuell neu errichteten Folkwang Museum zeigt, das er der Stadt Essen pünktlich zum Kulturhauptstadtjahr spendiert.

~~„Was ist Glück? Das Geheimnis des Glücks ist die Freiheit und der Mut zu entscheiden.“ – So kommentierte Berthold Beitz in einem Gespräch mit Reinhard Appel rückblickend seine einmalige Karriere. Dieser Entscheidungswille prägt sein ganzes Handeln, geschäftlich, politisch wie auch sozial.~~ Meriten verdiente er sich ab den 70er-Jahren ebenfalls mit seinem Einsatz zur Überwindung des Eisernen Vorhangs. Speziell nach Polen, der Sowjetunion, Bulgarien und Ungarn pflegte der „Diplomat ohne Auftrag“ (Helmut Schmidt) beste Kontakte. Dabei galt sein Interesse nicht nur der wirtschaftlichen und kulturellen Verständigung, sondern auch dem sportlichen Austausch – nicht umsonst ist er seit 1988 Ehrenmitglied des Internationalen Olympischen Komitees.

Der Ehrenbürger von Essen und Kiel, dreifache Ehrendoktor (u. a. der Ruhr-Uni für sein „Wirken für Wissenschaft und Bildung im Ruhrgebiet“) sowie Träger des Bundesverdienstkreuzes, des Leo-Baeck-Preises und der Leibniz-Medaille zählt auf vielen Gebieten zu den prägenden Figuren der deutschen Nachkriegsgeschichte.



Berthold Beitz, Kuratoriumsvorsitzender der Alfried-Krupp-von-Bohlen-und-Halbach-Stiftung, und Hartwig Fischer (r.), Direktor des Museums Folkwang, schauen sich den ersten Preisträgerentwurf für einen Museumsneubau in Essen an (Aufnahme 2007). Der britische Stararchitekt David Chipperfield soll das neue Museum Folkwang in Essen bauen. Der Neubau, für den die Krupp-Stiftung als alleiniger Geldgeber 55 Millionen Euro zur Verfügung stellt, soll 2010 fertig sein.



Vor Beginn der ersten Sitzung des Kuratoriums der RUHR.2010 im November 2007 in Essen betrachten Berthold Beitz und Fritz Pleitgen, Vorsitzender der Geschäftsführung RUHR.2010, eine Tafel mit dem Logo der RUHR.2010.

ISTANBUL UND PÉCS – KULTURHAUPTSTÄDTE EUROPAS 2010

Die Würde der Europäischen Kulturhauptstadt 2010 teilen sich Essen und das Ruhrgebiet mit der Bosphorus-Metropole Istanbul und der südungarischen Stadt Pécs. Als Vertreter eines Nicht-EU-Landes konnte Istanbul, das sich auf zwei Kontinente verteilt, als „Brücke zwischen Europa und dem Orient“ überzeugen. Auf satte 3000 Jahre Geschichte blickt die in früheren Zeiten Byzanz und Konstantinopel (kurzzeitig auch Neu-Rom) genannte Megacity, in der etwa zwölf Millionen Menschen leben, zurück. Drei Imperien wurden aus ihr beherrscht, was sich an zahlreichen, zum Teil antiken Baudenkmalern noch heute ablesen lässt. Die pittoreske Altstadt gehört seit 1985 zum UNESCO-Weltkulturerbe. Eine Vielzahl an Museen, von denen die Hagia Sophia das bekannteste ist, gewährt dem Besucher Einblicke in die schier unüberschaubare Geschichte der Partnerstadt Berlins und Kölns. Zudem findet man am Bosphorus die wichtigsten Werke der türkischen bildenden Kunst. Auch das weitere kulturelle Leben spiegelt die Lage Istanbuls an der Schnittstelle der Kulturen und Religionen wider. Hier treffen und trafen von jeher die schroffsten Gegensätze aufeinander, was sich in faszinierender Vielfalt ausdrückt.

Für seine mediterrane Atmosphäre ist das nahe der kroatischen Grenze gelegene Pécs (deutscher Name: Fünfkirchen) bekannt. Die nach Budapest zweitwichtigste Kulturmetropole Ungarns, am Fuße und an den Hängen des Mecsek-Gebirges gelegen, beherbergt die älteste Universität des Landes. Daneben kann Pécs mit spätromischen Friedhofsanlagen und frühchristlichen Grabkammern ebenfalls ein von der UNESCO zum Weltkulturerbe erklärtes Denkmal vorweisen. Doch auch darüber hinaus bietet die lange Zeit vom Weinbau geprägte Stadt angesichts ihrer lediglich rund 160.000 Einwohner ein beeindruckendes kulturelles Leben. Museen, Galerien, Theater und Baudenkmalern aus verschiedenen Zeiten locken die Besucher, zudem sorgen regelmäßig Festivals für regen Betrieb auf den Straßen und Plätzen, so das große Theaterfesten, der Rockmarathon und die Internationale Kulturwoche. Aber auch abseits von Festivitäten lädt die charmante Altstadt jederzeit zu einem architektonischen Spaziergang ein – nicht umsonst bezeichnete der türkische Sultan Suleiman II. die Partnerstadt des nahe Stuttgart gelegenen Fellbachs als „Paradies auf Erden“.



Eine Stadt zwischen Orient und Okzident: Blick in die belebten Straßen Istanbuls. Am 12. April 2006 wurde Istanbul ebenso zur Europäischen Kulturhauptstadt 2010 gewählt wie Pécs in Ungarn und Essen für das Ruhrgebiet.



Blick auf die Pfarrkirche St. Maria, eine ehemalige Moschee, am Szechenyi Platz in Pécs. Von 1543 bis 1686 stand die ungarische Stadt unter osmanischer Herrschaft. Noch heute leben in dieser historisch reizvollen Stadt unterschiedlichste ethnische Minderheiten zusammen.